



Walter Reese-Schäfer

Ideengeschichte als Provokation

Schriften zum politischen Denken



J.B. METZLER

Ideengeschichte als Provokation

Walter Reese-Schäfer

Ideengeschichte als Provokation

Schriften zum politischen Denken



J.B. METZLER

Walter Reese-Schäfer
Göttingen, Deutschland

ISBN 978-3-476-04839-4 ISBN 978-3-476-04840-0 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-476-04840-0>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J.B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (Foto: Walter Reese-Schäfer)

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung: Ideengeschichte als Provokation	1
Teil I Ideengeschichte und Ideenpolitik		
2	Zum gegenwärtigen Stand der politischen Ideengeschichte in Deutschland	17
3	Dialogstruktur und moderne Demokratie in drei Dialogen Platons	29
4	Fünf Modelle interkultureller Lektüre am Beispiel Platons	39
5	Die Ideenpolitik der preußischen Reformer Stein und Hardenberg ...	51
6	Von Voltaire und Goethe lernen: Die Tragödie ‚Mahomet‘	65
7	Tocquevilles Kunst des Schreibens – Journalismus und Salonkultur im Vergleich mit Heinrich Heine in Paris	69
8	Die Antisklavereibewegung von 1787 als frühe international wirksame NGO	77
Teil II Ideengeschichtliche Blicke auf ökonomische Theorien		
9	Marx und die Furcht vor der Anarchie des Marktes.	97
10	Keynes und der Versailler Vertrag	109
11	Vitalismus und Wirtschaftsdynamik. Die wachstumspolitische Korporatismuskritik von Edmund Phelps	121
12	Wirtschaftspolitische Folgerungen aus dem Werk William Baumols.	139
13	Ludwig von Mises und die Gesellschaftskritik.	149
14	Douglass North und das Problem der <i>Shared Mental Models</i> – Kognition und Ideologie	163

15	Albert O. Hirschman und der Primat des Ökonomischen in der Wirtschaftsethik. Lehren aus der „Rhetorik der Reaktion“	171
16	Hans Jonas' ‚Prinzip Verantwortung‘ – Kritik des Müßiggangs als Topos utopiekritischen Denkens	189
17	Michel Foucaults Interpretation des Ordoliberalismus in seinen Vorlesungen zur Gouvernamentalität	197
Teil III Intellektuellendiskurse im Übergang zur Postmoderne		
18	Sartre und das Verschwinden der traditionellen Intellektuellenrolle	219
19	Erfolg durch Gruppenorganisation: Die New York Intellectuals	229
20	Jean-François Lyotard. Die Konstruktion der Postmoderne	243
21	Adorno – Lehrer Lyotards	251
22	Zum Vergleich des Unbehagens an der Moderne und an der Postmoderne. Zygmunt Bauman und das kommunitarische Denken	267
Teil IV Systeme und Verträge		
23	Niklas Luhmann: Soziale Systeme	287
24	Parteien als politische Organisationen in Luhmanns Theorie des politischen Systems	299
25	Die Wiederbelebung des Vertragsarguments in der politischen Philosophie.	315
Teil V Elemente politischer Theologie		
26	Wo sich politische Theologie heute verborgen hält – Ein sozialwissenschaftlicher Blick auf messianische Auffassungen von Politik	333
27	Religionskommunitarisches Denken als Glaubensakt. Zur soziologischen Instrumentalisierung von Religion	345
28	Alasdair MacIntyres kontextualistische Sozialtheorie der Moralität	359
29	Charles Taylors Ontologie der Moralität und des modernen Selbst	373

Teil VI Formen des Umgangs mit Paradoxalitäten

30 Denken ohne Gedächtnis. Überlegungen zur Überwindung des Memorierens durch technische Speichermedien	389
31 Was folgt aus einem ‚sich selbst bestreitenden Text‘? Notizen zur <i>Ästhetik des Widerstands</i> von Peter Weiss	399
32 Die Tücke der Ironie und die Ehrlichkeit des Zynismus. Zur Dekonstruktion eines Vorurteils	409
Textnachweise	423



Einleitung: Ideengeschichte als Provokation

1

Alle politische Ideengeschichte ist nur interessant als Vorgeschichte ihrer gegenwärtigen Erscheinungsform. Sie hat es vor allem insofern mit Ideen der Vergangenheit zu tun, als diese noch gegenwärtig wirksam und lebendig sind oder sein können. Ideengeschichte muss etwas ganz anderes sein als ein bloßer Vorrat von Meinungen. Ein rein archivalischer Zugriff wäre nichts weiter als sterile Gelehrsamkeit, die nur darin bestünde, „eine Menge unnützer Sachen zu wissen, d. h. solcher, die sonst keinen Gehalt und kein Interesse in ihnen selbst haben als dies, die Kenntnis derselben zu haben“ (Hegel 1970b, S. 29). Man könnte zwar zur Rechtfertigung dieser archivalischen Position anführen, dass sie uns immerhin intellektuell anregen, gelegentlich auf gute Gedanken bringen kann, vielleicht auch eine Offenheit herstellen mag für die Ansichten anderer. Das wirkliche Interesse an der Ideengeschichte jenseits der Anhäufung eines Meinungs-vorrats liegt aber in deren grundsätzlichem Gegenwartsbezug. Genauer gesagt, im vergegenwärtigenden Blick auf zentrale Momente und Elemente der politischen Ideenentwicklung, wodurch immer auch ein kritisch differenziertes Licht auf gegenwärtige Gedanken und Strukturen fällt. Auch wenn wir längst wesentlich zurückhaltender darin geworden sind, die politische Geschichte selbst als „Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit“ anzusehen (Hegel 1970a, S. 32), so ist es durchaus möglich, Fortschritte im Denken und in der Gedankenentwicklung erkennen und anerkennen zu können. Das hat sogar einer der schärfsten Gegner von Hegels allzu optimistischer Geschichtsphilosophie, nämlich Karl Popper, zugestanden, aber natürlich auf weniger ambitionierte Weise, nämlich als Prozess von Versuch und Irrtum interpretiert (Popper 1997). Es kommt darauf an, dass sich die politische Ideengeschichte befreit von dogmengeschichtlichen Funktionen und Erstarrungen. Nicht das Aufzählen und Vergleichen irgendwelcher Lehren, irgendwelcher Vertrags- oder Legitimitätstheorien ist das Interessante, sondern die lebendige Ideenentwicklung selbst, die Funken zu schlagen vermag auch aus Theorien der Vergangenheit. Ideen sind Unruhefaktoren und entwickeln sich dynamisch. Sie haben ein zeitliches Dasein, das zugleich weitertreibend auf die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in der Zeit und auf diese wirkt.

Ideengeschichte, so verstanden, ist nicht mehr Archiv oder Arsenal oder sogar nur ein „unordentlicher Haufen von Meinungen“ (Hegel 1970b, S. 49), sondern aktive Trägerin des olympischen Ideenfeuers. Archivalik dagegen ist eher etwas für den intellektuellen Mittelstand.

Ideen haben Konsequenzen (vgl. Weaver 1984). Darin liegt die allererste Provokation der politischen Ideengeschichte. Denn die bis heute nachwirkende Ideologiekritik des 19. Jahrhunderts hatte behauptet, die Ideen hätten keine eigene Geschichte, keine selbstständige Existenz, keine Entwicklung, sondern seien nur Ausdruck der tatsächlichen Lebensverhältnisse: „Die Moral, Religion, Metaphysik und sonstige Ideologie und die ihnen entsprechenden Bewusstseinsformen behalten hiermit nicht länger den Schein der Selbstständigkeit. Sie haben keine Geschichte, sie haben keine Entwicklung, sondern die ihre materielle Produktion und ihren materiellen Verkehr entwickelnden Menschen ändern mit dieser ihrer Wirklichkeit auch ihr Denken und die Produkte ihres Denkens. Nicht das Bewusstsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewusstsein“ (Marx 1975, S. 26 f.).

Ein solcher methodologischer Ansatz kann gerade wegen seiner aufklärerischen Funktion interessante Einblicke liefern, steht aber zugleich ständig in der Gefahr des Reduktionismus, der auf einem ebenso vorschnellen wie falschen Schluss beruht: Sobald der reale Hintergrund, das materielle Motiv erkannt sei, falle auch schon der Geltungsanspruch einer politischen Idee in sich zusammen. Die abwehrende Befriedigung, kritisch durchschaut zu haben, warum jemand eine bestimmte – sagen wir menschenrechtliche oder emanzipatorische – Idee vertritt, entwertet diese Idee in Wirklichkeit keineswegs. In diesem Band habe ich ein hierfür interessantes Beispiel behandelt: Goethes Behauptung in einem seiner von Johann Peter Eckermann aufgezeichneten Gespräche, die englische Bekämpfung des internationalen Sklavenhandels sei nur Ausdruck kommerzieller Interessen, ist ein besonders prominenter Fall einer solchen scheinkritischen Überlegenheitshaltung und sagt mehr über sein damals schon recht weltentrücktes Lebensgefühl als Olympier, weniger dagegen über den langwierigen, zähen, aber am Ende doch erfolgreichen Kampf gegen den transatlantischen Sklavenhandel (Eckermann 1976, S. 371 f.; vgl. in diesem Band „Die Antisklavereibewegung von 1787 als frühe international wirksame NGO“). Die Anforderung, eine solche Emanzipationsbewegung jederzeit auch ideologiekritisch zu analysieren, hat allerdings eine besondere Literatur hervorgebracht, die allein ökonomische Ursachen für die Überwindung der Sklaverei akzeptiert, menschenrechtliche Einflussfaktoren dagegen bestreitet. Politische Ideengeschichte muss hier genauer hinschauen, wenn sie sich nicht selbst zur bloßen Reflexologie reduzieren will.

Die politische Ideengeschichte ist also eine Herausforderung für die ideologiekritische Bewusstseinsform, kann ihrerseits jedoch jederzeit durchaus auf ideologiekritische Methoden zurückgreifen und so in ein Verhältnis permanenter Selbstreflexion treten. Karl Marx, der die Ideologiekritik gerne polemisch nutzte, war undogmatisch genug festzuhalten: „allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift“ (Marx 1969, S. 385). Und das war wohl der Fall, als eine breite britische Bewegung den ökonomisch lukrativen Sklavenhandel mit zunehmender Empörung in Öffentlichkeitskampagnen der Zivilgesellschaft wie

im Parlament bekämpfte und schließlich sogar den Einsatz der britischen Flotte im Rahmen internationaler Verträge dagegen durchsetzte.

Ideen sind Leitgedanken, die regulative Funktionen haben können. Oft sind sie aber auch verführerisch ideologisch, indem sie die wahren Ziele verschleiern oder beschönigen. Wenn man als die Ideen, die die Welt erobert haben, gerade Frieden, Demokratie und freie Märkte nennt, also genau drei Elemente und dann noch in dieser Kombination und Reihenfolge, ist diese Absicht unverkennbar (Mandelbaum 2002). Keineswegs müssen die Leitideen immer Positivwerte tragen. Ein auffallender und durchgängiger Zug bei Marx ist gerade die Furcht vor der Anarchie des Marktes, also eine angstbesetzte Negativität. Bei Autoren wie Zygmunt Bauman, aber auch Charles Taylor und Alasdair MacIntyre ist es das Unbehagen an Moderne und Postmoderne, bei den New York Intellectuals ist es die alle verbindende Feindschaft gegen den Stalinismus. Solche negativen *idées directrices* sind als Leitideen des Konflikts und der Konfrontation mindestens ebenso wirkmächtig wie die Positivideen.

Die Rede von der Ideengeschichte als Provokation greift auf eine Anregung des Literaturwissenschaftlers Hans Robert Jauß zurück: *Literaturgeschichte als Provokation* (Jauß 1970). Die Differenzen zwischen dem Ästhetischen und dem Politischen erlauben zwar keine direkte Übertragung der Methodologie. Es gibt aber genügend Überschneidungen, wie z. B. die Tatsache, dass es ähnlich wie in der Literatur auch in der politischen Ideengeschichte keinen sanktionierten Kanon gibt, sondern permanent sich wandelnde Gruppen von als vorbildlich geltenden Texten, aber auch als besonders abstoßend und verwerflich angesehenen Antitexten. Eine entfernte Verwandtschaft zur Kritik von Jauß an der früheren Literaturwissenschaft liegt auch in der Beobachtung, dass die durch akribische philologisch-positivistische Forschung vorangetriebene Auflösung eines als klassisch empfundenen ideengeschichtlichen Textes, wie z. B. John Lockes *Zweiter Abhandlung über die Regierung*, in die verschiedensten Einflüsse und aus der pamphletistischen Literatur der Zeit rekonstruierbaren gedanklichen Vorstufen, den Ideengehalt des Textes eher verdeckt als erklärt. Die Quellenforschung kann dann, wie es die *Cambridge School* der politischen Ideengeschichte vorgeführt hat, in eine ganz ähnliche Falle laufen wie die positivistische Literaturgeschichtsschreibung schon des 19. Jahrhunderts und „zu einem hypertrophen Ausmaß anwachsen“ (Jauß 1970, S. 153). Die Vollständigkeit der Textquellen verliert sich im gemütlich gelehrsamem Sammeln. Das führt in den Bereich der Nichtdarstellbarkeit, weil auf dieser Basis keine Theoretisierung mehr zustande kommt (Nitschke 2011).

Politische Ideengeschichte ist damit auch eine Provokation gegenüber dem reinen Historismus, weil sie immer einen aktualisierenden Zugriff impliziert. Sie operiert von einem Gegenwartsstandpunkt aus und kann schon aus perspektivischen Gründen immer nur eine Wiederaufführung vergangener Ereignisse in der Darstellung der Gegenwart sein. Das hat vor allem R. G. Collingwood mit seiner Formel vom „re-enactment of the past in the historian’s mind“ herausgearbeitet (Collingwood 1994, S. 326). Solche Wiederaufführungen können sicherlich auch mehr oder weniger museal ausfallen. Gegenwartsrelevant aber werden sie erst durch neuere kritische Perspektiven oder durch neue Vorbildrollen. So hat, um hierfür ein

Beispiel zu nennen, Hubertus Buchstein die Losverfahren der Antike als demokratischer und egalitärer im Vergleich zu unseren Wahlen und Abstimmungen ins Spiel gebracht (Buchstein 2009). Letztlich geht es bei den modernen Hermeneutikern von Collingwood bis Hans-Georg Gadamer immer um die Logik von Frage und Antwort. Im Hintergrund steht immer die Rekonstruktion der Fragestellungen, auf die ideengeschichtliche Texte eine Antwort sein sollten, und eine damit in Interaktion stehende Entwicklung und Reflexion der eigenen, gegenwärtigen Fragestellung, auf die in den Vergangenheitstexten Antworten gesucht werden können (Gadamer 1972, S. 352).

Die gesamte Welt der Ideen ist potenziell Gegenstand der Ideengeschichtsschreibung. „Wir können uns den ganzen in der Zeit verteilten Reichtum zu eigen machen“ (Hegel 1970b, Bd. 18, S. 58). Aber aktuell aktivierbar wird sie nur insoweit, als unsere heutige Imagination ausreicht, um sie produktiv zu nutzen. Die gegenwärtigen Ideen sind immer auch Beweisstücke für ihre eigene Vergangenheit; und jede Gegenwart hat ihre je eigene und ganz besondere Vergangenheit (Collingwood 1994, S. 247). Daraus kann ein Spannungsverhältnis entstehen, das als die Spannung zwischen Aktualität und Historizität beschrieben werden kann. Die jeweilige Gegenwartsbezogenheit muss aber, wenn man den philosophischen Denkansatz Collingwoods (und des sehr mit ihm verwandten Richard Rorty) richtig versteht, keine historische Skepsis, keinen historischen Relativismus bedeuten – es geht lediglich darum, die zweite, begleitende, reflexive Dimension einer die Entwicklung der politischen Ideen oft auch wie ein Dauerschatten folgenden Ideengeschichte mit einzubeziehen (Collingwood 1994, S. 248). Immer wird es sich dabei um eine aktuelle Imagination von Vergangenheitsideen handeln – mit allem Risiko, aber auch mit allen Absicherungen einer Methodik, die sich dessen bewusst ist und die eine entsprechende Selbstkontrolle zu entwickeln vermag.

Die politische Ideengeschichte versucht zwar, auf das gesamte Feld der Strukturen, Institutionen, Meinungen und Einstellungen in einer historischen Phase zu schauen und diese als Hintergrund zu rekonstruieren. Auf der Materialseite arbeitet sie jedoch vorwiegend mit Texten, was durchaus den Unwillen einiger Konkurrenten hervorruft, die einen unmittelbareren, nämlich dinglicheren und quasi archäologischen Wirklichkeitszugang glauben nicht nur verlangen zu dürfen, sondern auch bereitstellen zu können. Doch die Dinge müssen versprachlicht und die archäologischen Gegenstände können ihrerseits nicht anders als sprachlich interpretiert werden, weil sie eben nicht für sich selbst sprechen. Erst die Textualität, welche die Ideengeschichte bereitzustellen vermag, kann sie zum Sprechen bringen. Reine Direktheit, reine Unmittelbarkeit ist ein Mythos, ein methodologisches Artefakt. Mit den Texten aber hat es eine ganz eigene, provozierende Bewandnis. Es ist jederzeit möglich, einen zweitausendfünfhundert Jahre alten Platon-Text oder einen Aufsatz von Immanuel Kant im Hier und Jetzt zu lesen. Mitunter bedarf es linguistischer oder philologischer Vorarbeiten, die aber, wenn die Texte einmal auf dem Tisch liegen, bei allem Aufwand doch nicht mehr als Hilfsmittel waren. Es zwingt einen niemand, sich auf Übersetzungen zu verlassen – das Erlernen der Sprachen ist gerade für kritische Geister immer eine bereichernde Form des Zugangs und ermöglicht originärere Denkverknüpfungen jenseits gestanzter Üblichkeiten von Übersetzungskonventionen,

die oft ganz anderen gedanklichen Hintergründen entnommen sind und einem eigenen Verständnis dadurch schon auf der sprachlichen Ebene im Wege stehen können.

Die eigentliche Provokation liegt darin, dass im Prinzip alle, die dies möchten, auch die so gut wie überall sonst im Leben benachteiligten ‚Unbefugten‘, in der Unmittelbarkeit der Textrezeption neue Ideen entwickeln oder alte Ideen verstärken können. Ideengeschichte wird dann zur Polemik gegen ein Priestertum des elitären Zugriffs. Die größte Provokation der politischen Ideengeschichte liegt in der relativen Unmittelbarkeit des Textfundus. Und sollten einige Texte, nach denen ein Bedürfnis besteht, zeitweise nicht verfügbar sein, wurden sie im vorigen Jahrhundert durch Raubdrucker oder Verlage rasch produziert. Heute werden sie im Internet bereitgestellt, auch und gerade dann, wenn sie Restriktionen oder Verboten unterliegen. Wie und warum ist Tocqueville heute noch lesbar, worin und warum können wir Gedanken Platons in ein neues interkulturelles Licht rücken, in welchem Sinne sind gegenwartsnahe Texte wie die von Lyotard, Charles Taylor oder Alasdair MacIntyre zugleich reich an funkelnden, verborgenen Elementen aus der Schatzkammer der Ideengeschichte? Gerade die philosophisch und ideengeschichtlich trainierten Gegenwartsautoren schreiben sich ganz bewusst und gezielt in den Horizont der politischen Ideengeschichte ein und können dadurch eine weit über aktuelle Debatten hinausragende Sprach- und Argumentationsqualität erlangen. Diese Welt der sprachlichen Qualität ist vielen Fachautoren und leider auch Fachübersetzern verschlossen und wird von ihnen als provozierend empfunden.

Es geht also um das überschießende Potenzial. Wenn die Wahrheit und Qualität eines Werkes allein in den Verhältnissen liegen würde, in denen es entstanden ist, dann „überlebt das Werk nur, weil und sofern es ein Zeugnis der Verhältnisse ist“ (Kosík 1974, S. 205). Weiterwirkungsgrund ist in Wirklichkeit aber die Belebung in der Konkretisierung der Rezeption. Auf der Werkseite muss es etwas enthalten, was die Möglichkeit einer solchen Wiederbelebung eröffnet. Das ist, analytisch gesprochen, die *Potenzialität* eines Werkes. Karel Kosík geht sogar so weit, solchen Texten eine „innere Mächtigkeit des Werkes, die sich in der Zeit realisiert“ zu unterstellen (Kosík 1974, S. 206). Es braucht vielleicht nicht unbedingt dieses Pathos, aber ganz ohne Voraussetzungen, die im Text selbst auffindbar sein müssen, übrigens ganz unabhängig von den Absichten des Autors, scheint es nicht zu gehen. Es wird sich vor allem um die sprachliche Qualität und die argumentative Strahlkraft handeln. Auf der Seite der Rezipienten, also der *Aktualität*, bedarf es einer von diesen selbst als Bedürfnis oder Suchfunktion empfundenen Lücke ihrer Weltwahrnehmung, die durch mehr oder weniger unbestimmte oder auch gezielte Textlektüre gefüllt werden soll. Weiterwirkung ist immer eine Interaktion zwischen Texten und Lesern, die teilweise vorgeformt wird in Debatten in und zwischen den Texten selbst, etwa, wenn Sartres Rollenverständnis als Großintellektueller in der Postmoderne dekonstruiert wird, oder wenn liberale Ökonomen die Furcht von Karl Marx vor der Anarchie des Marktes als Urangst mit autoritären Konsequenzen dechiffrieren.

Ein wichtiges provozierendes Element der politischen Ideengeschichte liegt – man kann es gar nicht deutlich genug auf den Punkt bringen – in ihrem aktualisierenden Zugriff. Jeder Zugriff auf Vergangenheitstexte entfaltet sich schon aus erkenntnispraktischen Gründen von der Gegenwart her, weil die Bedingung der

Möglichkeit von Textlektüre für uns immer nur in dieser Zeitschicht gegeben sein kann. Man könnte den Vorwurf erheben, dies führe zu einem heillosen Subjektivismus den Texten gegenüber, die doch ihrerseits auch noch etwas zu sagen haben müssten. Über diesen Einwand lohnt es sich, nachzudenken. Die erste mögliche Kontrollinstanz ist die bisherige Rezeptionstradition, denn wenn man von ihr abweichen oder sie zurechtrücken will, wird man zumindest Begründungen dafür anführen müssen und auf diese Weise den Überlieferungszusammenhang zur Kenntnis nehmen. Eine zweite Kontrollmöglichkeit liegt in den Texten selbst. Auch wenn sie Unbestimmtheitsstellen lassen, so wäre doch eine Ausdeutung, die in eklatantem Widerspruch zum Wortlaut steht, ebenfalls begründungsbedürftig. Sie muss deshalb nicht falsch sein, weil die Möglichkeit der (Selbst-)Täuschung oder Lüge in jedem Text vorstellbar ist. Eine dritte Kontrollinstanz ist immer auch der aktuelle Forschungsstand, auch wenn eine auf Originalität zielende Textrezeption diesen natürlich überbieten will.

Eine weitere Provokation der politischen Ideengeschichte richtet sich gegen eine zu eng synchronisch sich verstehende Befragungsforschung, welche erst durch die Diachronie von Zeitreihen historische Wandlungsprozesse abbilden könnte. In vorbildlicher Weise hat das Ronald Inglehart mit seinem *World Values Survey* vorgeführt (Inglehart 1997), der zugleich aber auch ein Licht auf das Problem wirft, aus methodologischen Gründen Fragestellungen über halbe Jahrhunderte konstant zu halten, während die Fragemethoden selbst längst besser und feiner geworden sind, dann aber nicht mehr die diachronische Vergleichbarkeit gewährleisten, und die befragte Welt neue Probleme entwickelt, denen gegenüber die Wiederholung der altgewordenen Fragestellungen nicht zuletzt auch auf die Befragten ermüdend wirkt, welche dann, unwirsch über die Trivialität der Fragen, aussteigen oder ihr Kreuz an beliebiger Stelle setzen. Diese Art von Forschungen kann die Ideengeschichte, wie ich sie verstehe, als willkommenes Material aufnehmen und in ihr umfassenderes Paradigma integrieren, weil es selbst schon eine historische Wandlungsthese, ja im Grunde sogar eine ansatzweise geschichtsphilosophische oder geschichtsdeutende Aussage enthält. Hier liegt eine Chance und ein Überbietungspotenzial ideengeschichtlicher gegenüber anderen Methoden, die dadurch keineswegs entwertet werden, sondern unter Einschaltung der nötigen reflexiven Zwischenstufen integrierbar sind.

Ideengeschichtliches Bewusstsein kann etwas Erschütterndes haben, jedenfalls für allzu zeitgebundene Selbstüberschätzung. Was in den Sommern 1967 und 1968 als allerneueste Theorie auf den sonnenbeschiedenen Büchertischen der internationalen Campuswelt präsentiert wurde, das waren frühsozialistische und anarchistische Texte aus dem 19. Jahrhundert oder flüchtige Nachdrucke von Texten aus den Parteikämpfen der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. Die beiden Brüder Cohn-Bendit haben das in ihrem Pamphlet *Linksradikalismus* auf den Punkt gebracht: „Wir sind nur Plagiatoren der revolutionären Theorie und Praxis der letzten fünfzig Jahre“ (Cohn-Bendit 1968, S. 19). Die Sonne des Mai 1968 hat diese alten Pamphlete und Hefte zur Neuigkeit werden lassen. Die bei allem revolutionärem Furor doch recht altklug auftretenden Cohn-Bendits hatten schon damals diese Wahrnehmung, andere Protagonisten dieser ideenmäßig scheinbar so strahlenden Bewegung sahen es erst lange hinterher ein, dass in jener Aufbruchphase im

Grunde kein neuer Gedanke, keine neue Theorie hervorgebracht worden war. „Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der theorieversessenen Achtundsechziger, dass aus ihren Reihen kaum eigene Theoretiker hervorgegangen sind“ (Felsch 2015, S. 16). Ideen waren, wie für viele übrigens auch die Kunst, oft nur Kampfmittel, weil die Gesellschaften des Babybooms einen fundamentalen Disruptions- und Modernisierungsprozess erlebten und für Altneues offen zu sein schienen. Die Babyboomer wuchsen auf in der längsten und glänzendsten Aufschwungphase des Kapitalismus, um dann an überfüllte und unterausgestattete Universitäten zu kommen (Berman 1996, S. 31). Ihr so angestacheltes Ressentiment, welches nicht die sich neu bietenden Aufstiegschancen sah, sondern den Verlust akademischer Privilegien befürchtete, suchte sich Lesestoffe in einer aus heutiger Sicht eher karnevalesken Wiederaufnahme von Parteikämpfen aus der Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Das ging bis zum Neudruck der „revolutionären 1-Mark-Romane“ der deutschen KPD, und bis heute werden am Vorabend des ersten Mai in Berlin die *Barrikaden am Wedding* (so ein Romantitel aus dieser Reihe von Klaus Neukrantz) von einigen Unentwegten nachgespielt.

Natürlich gibt es Neues unter der Sonne. Die Ideengeschichte lehrt aber, dass dies erst vor dem Kontext und Hintergrund alles Übrigen erkennbar wird. Nicht Dogmengeschichte, wie der ideengeschichtliche Aspekt in der Ökonomie gelegentlich abwertend genannt wird, erscheint mir interessant, sondern die lebendige Entwicklung von Ideen und Denkstrukturen. Zugleich kommt es darauf an, aktuelle Theorien ihrerseits in ideengeschichtliche Kontexte einzurücken und so in eine längere und weiter ausgreifende Perspektive zu stellen. Ideen stehen in Kontexten, sind aber nicht anonym, auch wenn manche schon von einer Ideengeschichte ohne Namen analog zu Wölfflins an generalisierenden Stilbegriffen orientiertem Konzept der Kunstgeschichte geträumt haben mögen (Wölfflin 1915). Selbst in den Naturwissenschaften werden die Nobelpreise immer noch an Personen, nicht an Formeln vergeben. Und die Strafgerichte haben nicht aufgehört, ihre Urteile auf konkrete Personen zu beziehen und eben nicht auf abstrakte Straftaten. Deshalb ist auch in diesem Band immer noch die Autorschaft der Texte ein wesentlicher Ankerpunkt. Nur so lassen sich textuell überprüfbare und belegbare Behauptungen aufstellen. Generelle Kritiken ‚des Liberalismus‘ oder ‚der Postmoderne‘ dagegen sind meist zu grob, weil, wenn der namengesteuerte Belegzwang entfällt, Behauptungen rasch in die Beliebigkeit abgleiten können und dies leider in vielen Polemiken auch tun. Wenn die Namensnennung, wenn der Belegzwang entfällt, kann man sich Vogelscheuchen bauen, an die man alles hängt, was man der Verabscheuung für würdig befindet. Derzeit lässt sich dies an der Polemik gegen den sogenannten Neoliberalismus wieder einmal recht eindrucksvoll studieren. Derartiges scheint mir irrelevant und sollte schon aus methodologischen Gründen keinen Platz in einer modernen Ideengeschichte haben.

Ideengeschichte ist immer auch eine Frage der Perspektivierung. Texte und Theorien des 20. Jahrhunderts können und müssen als nunmehr schon längst vergangen in eine ideengeschichtliche Perspektive gerückt werden. An einer Gesamtgeschichte oder Überblicksdarstellung habe ich an dieser Stelle kein Interesse (hierzu aber Reese-Schäfer 2016). In der für politische Ideengeschichtsschreibung charakteristischen

Herangehensweise geht es immer auch um bestimmte aktuelle Ideen, z. B. die Interkulturalität, die Wirtschaftsdynamik (oder deren Gegenteil, die gebremste Ökonomie), es geht um Strukturfragen wie die Gruppen- und Clusterbildungen von Intellektuellen, die Postmoderne oder das kommunitarische Denken. Es werden übergreifende Verklammerungen gesucht und vorgeschlagen, allerdings keine ideengeschichtliche Gesamtperspektive gesucht. Gliedernde Konzeptionen wie Fortschritt oder Verfall ermöglichen zwar schöne Erzählungen, vermögen aber keine haltbaren Perspektivierungen zu bieten.

Der Grund für den Rückgriff auf Platon war die Erfahrung, wie elektrisierend die Lektüre einiger seiner Dialoge sowohl auf dafür empfängliche Studierende wie auch auf mich selbst wirkte. Das war nicht ohne weiteres zu erwarten, sondern bedarf einer Erklärung, die vermutlich vor allem in zwei aktuellen Momenten zu suchen ist: in der Dialogizität und Interkulturalität. Gegenwärtige Grundfragen und Probleme werfen ihren interesseleitenden Lichtschein auf die alten Texte, die gerade in ihrer offenen Dialogstruktur dafür auch responsiv sind – sehr viel mehr als viele der eher dozierenden oder gar bloß deklamierenden Texte anderer Autoren der Antike. Es war also nicht eine formale, äußere Zuschreibung von Bedeutsamkeit, die das Interesse leitete. Das wäre ein verehrendes, ein monumentalisiertes Herangehen im Sinne Nietzsches gewesen (Nietzsche 1980, S. 258 ff.). Vielmehr erlaubte die schier unglaubliche Fülle klassischer Texte, die dem politischen Ideengeschichtler zur Verfügung stehen, den Griff zu den besonders faszinierenden unter ihnen. Nicht der Klassikerstatus der Vergangenheitstexte leitete und bestimmte den Zugriff, sondern umgekehrt – das gegenwärtige Interesse.

Gern wird unterstellt, die Ideengeschichtler pflegten die alten Texte nur um ihrer selbst willen. Dafür sind jedoch die historisch-philologischen Hilfswissenschaften zuständig, die allerdings bewundernswerte Arbeit geleistet haben und weiter leisten. Ideengeschichte ist etwas ganz anders, weit darüber hinaus Gehendes. Ideengeschichte ist die freie Aktualisierung der Gehalte. Bei Habermas ist häufig von ‚Rettung‘ die Rede – die Texte sind aber nicht verschüttet, sie finden sich weltweit in hunderttausenden von Privatbibliotheken. In den öffentlichen Bibliotheken sind sie oft sogar auch in den Diktaturen verfügbar, weil ihre Klassizität sie als weniger gefährlich erscheinen lässt. In gewisser Weise haben die Diktaturen damit auch recht: Gefährlich werden die Texte erst durch die aktuellen Anknüpfungen, durch die gegenwärtigen Diskussionen, durch die lebendige Auseinandersetzung, wie es dem Ansatz meiner Schriften entspricht. Derartige Diskussionen werden dort nach Möglichkeit unterbunden. Dort, wo sie aufzukeimen beginnen, wie in einigen kleinen Nischen der arabischen Welt, finden sich dann vielleicht auch die ersten Ansätze von Hoffnung auf wenigstens gedachte Änderungsprozesse. Aktualität und Diskursivität sind die Annäherungsformen an die politische Ideengeschichte, wie sie hier vorgeschlagen werden. Daraus resultiert auch das Faktum, dass es neben einigen zu Beginn dokumentierten Aufsätzen zur Antike und zur Aufklärung sowie zum 19. Jahrhundert vor allem Texte des 20. Jahrhunderts waren, die im Fokus meines ideengeschichtlichen Interesses standen. Die Methodik ist immer ähnlich: Analyse des Kontextes, Berücksichtigung der Hintergründe und Zusammenhänge, die Herstellung interessanter und relevanter, mitunter auch

überraschender (Adorno und Lyotard, Zynismus und Ironie, antikommunistische Linke und Ronald Reagan) Verknüpfungen, meist auch mit einem strukturierenden Blick auf die Rezeptionsgeschichte.

Ein sehr auffälliges Merkmal ist die bewusste und gezielte *Ideenpolitik*, wie sie die preußischen Reformer Stein und Hardenberg brillant seit der frühen Rigaer Denkschrift (1807, vgl. in diesem Band der Text „Die Ideenpolitik der preußischen Reformer Stein und Hardenberg“) vorgeführt haben. Hier scheinen paradigmatische Strukturen von Reformprozessen auf, denn Emmanuel Macron arbeitet im Kern mit dem gleichen ideenpolitischen Ansatz, wenn auch vielleicht nicht auf so hohem Niveau durchdacht wie bei Stein und Hardenberg. Unsere heutigen Spin-Doktoren versuchen gern, solchen Reformprozessen ein magisches Image zu geben. Es handelt sich dabei immer um Versuche, öffentliche Stimmungen und Meinungen zu bündeln und in ein rational ausgearbeitetes Gesamtkonzept so einzubinden, dass es möglich ist, die entscheidungstreffenden Eliten und letztlich die Öffentlichkeit zu überzeugen. Die rationale Magie soll helfen, die zeitliche Lücke zwischen der Entscheidung und dem normalerweise erst später einsetzenden politisch-praktischen Erfolg der vorgeschlagenen Strategien z. B. in Form eines wirtschaftlichen Aufschwunges oder der Sanierung von Staatsfinanzen zu überbrücken. Ideengeschichtlich gesehen, sind Reformpolitiken Standardsituationen der Politik. Es gibt elitezentrierte Strategien wie bei den preußischen Reformen, es gibt öffentlichkeitszentrierte Mobilisierungskonzepte wie bei der britischen und internationalen Antisklavereibewegung. Innenpolitische Reformen müssen immer gegen die Kräfte der Beharrung durchgesetzt werden. Oft hilft dabei die Mobilisierung auf außenpolitischer Ebene: der antinapoleonische Schwung half den Preußen, die Kontroverse um die Ostpolitik Willy Brandts verhalf den innenpolitischen Reformen zum Durchbruch, Margaret Thatcher wäre vermutlich ohne den Sieg im Falklandkrieg gescheitert, und Emmanuel Macron umkleidet die inneren Reformen mit seinem Neustart der Europapolitik. Um innere, sachliche Zusammenhänge zwischen diesen Politikfeldern geht es dabei nicht, sondern um die strategische Nutzung solcher Koinzidenzen zu Mobilisierungs- und Entscheidungsführungszwecken.

In der politischen Ideengeschichte haben wir es immer auch mit der Politik selbst zu tun, wie sie uns in der Empirie der Texte entgegentritt. Um die empirischen Gestalten und Erscheinungen des Politischen zu erkennen, bedarf es immer der ideengeschichtlich vorgeprägten Deskriptionskategorien oder gelegentlich deren innovatorischen Abwandlungen. Denn politische Ideen wie Reform oder Revolution, wie Furcht vor der Anarchie, wie Befreiung und sogar messianische Erlösung, wie Universalismus und Kulturrelativismus, auch scheinbar uralte, wieder im praktisch-politischen Kampf neu erweckte Ideen wie Heimat oder Nation („America First“) leiten in der politischen Wahrnehmung erst die Auswahl der Fakten und Belege, die dann in der Folge in die Medien, die Öffentlichkeit gelangen und schließlich zurücktransportiert werden in die Politikwissenschaft, die diese sekundär an Hand von Umfrageforschung und Diskursanalysen zu erfassen sucht. Solchen Sekundärbetrachtungen gegenüber sind die Ideen selbst primär. Die Ideengeschichte, darin liegt die weitere Provokation, ist also als *Primärwissenschaft* zu betrachten, die den fleißigen Sozialforschern erst ihre Leitkategorien liefert. Wenn Ideen in die

Umfragen eingedrungen sind und in ihnen abgefragt werden, sind sie oft schon abgesunkenes Kulturgut – nur, dass dann auch meist sehr viel gröber und trivialer gefragt wird als in der primären Textgestalt. Ideen haben dann Konsequenzen, wenn sie die Wahrnehmungen leiten. Das geschieht offen wie in den Vorstellungen von Aufklärung oder Demokratie, häufig aber auch in verdeckter Form, wie das z. B. beim Rassismus oder Antisemitismus der Fall ist, was von einem Großteil derjenigen, die entsprechende Denk- und Empfindungsformen verwenden, gerne abgestritten wird. Ideen sind keine bloßen Ableitungen von anderswo her, sondern gestaltende und strukturierende Kräfte der politischen Wirklichkeit selbst. Genau so wird Ideengeschichte auch in verwandten geschichtswissenschaftlichen Forschungen verstanden, nämlich „als gesellschaftliche Gestaltungskraft“ auf der Basis der „wirklichkeitskonstituierenden Kraft von Ideen“ (Raphael and Tenorth 2006, S. 26, vgl. auch S. 525).

Zwar gibt es viele Ideen, die bloße Derivate oder Spiegelungen sind. Wer diese kritische Wahrnehmung aber unzulässig generalisiert, steht in der Gefahr, die weltgestaltende Energetik der Ideen zu unterschätzen. Wenn wir Ideengeschichte als Primärwissenschaft fassen, ist sie keine Nebentätigkeit des politischen Geistes, sondern eine von dessen Kernfunktionen. Die andere gleichberechtigt neben ihr stehende Kernfunktion wäre die kritische Gegenwartsanalytik oder, wie man sie auch benennen könnte, die Zeitdiagnostik. Folgt man den berühmten Schlussformeln aus Keynes' Allgemeiner Theorie, „sind aber die Gedanken der Ökonomen und Staatsphilosophen, sowohl wenn sie im Recht, als wenn sie im Unrecht sind, einflussreicher, als gemeinhin angenommen wird. Die Welt wird in der Tat durch nicht viel anderes beherrscht. Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben, sind gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen. Wahnsinnige in hoher Stellung, die Stimmen in der Luft hören, zapfen ihren wilden Irrsinn aus dem, was irgendein akademischer Schreiber ein paar Jahre vorher verfasste. Ich bin überzeugt, dass die Macht erworbener Rechte im Vergleich zum allmählichen Durchdringen von Ideen stark übertrieben wird“ (Keynes 1994, S. 323).

Keynes hat damals, im Jahre 1936, als Konsequenz aus der Weltwirtschaftskrise eine Grundlagenkrise des zu jener Zeit vorherrschenden ökonomischen Denkens konstatiert. Realkrise und ökonomische Ideenkrise haben seiner Diagnose zufolge ineinandergegriffen. Weil die vorherrschenden Ideen unerwünschte Konsequenzen hatten, war der keynesianische Paradigmenwechsel eine mögliche Antwort. Heute wissen wir, dass dieses Denkmodell schließlich in den 1970er- Jahren selber wieder in eine Stagflationskrise geführt hat. Wenn wir uns für den Kontext dieser Einleitung nur auf den Aspekt der Wirksamkeit von Ideen konzentrieren, dann liegt hier eine Art Paradebeispiel vor. Es ist wichtig, sich freizumachen von der Vorstellung einer Ideenkausalität in dem Sinne, dass Ideen, seien es mitunter sogar gute und richtige (oder wenigstens das Gegenteil der in einer bestimmten Situation als falsch erkannten Konzepte), jeweils die gewünschten Folgen hätten (Luhmann 1980, S. 8). Über mittlere und längere Zeitphasen hinweg treten die Nebenfolgen immer stärker in den Vordergrund, die Webfehler und Systemfehler auch der neuen Konzepte. Folgt man derartigen Strategien dann beharrlich weiter, können sie zunehmende Schäden anrichten.

Jenseits der wertenden Sarkasmen von Keynes kann man den Blick auf derartiges abgesunkenes Kulturgut von quellenvergessenen zur Alltagskompatibilität abgestumpften und abgerundeten Ideen durchaus zum methodologischen Prinzip machen. Längere Zeit wurde eine Methodik von Diskursanalysen propagiert, die entschlossen und ausdrücklich möglichst dritt- und viertrangige, dafür aber praxisnahe Quellen in den Fokus rückte. Dies scheint sich aber überholt zu haben. Roger Chartier, der dieses Feld in seinen Studien zu den Lektüren der frühen Neuzeit erkundet hat, kommt zu dem Schluss, dass Foucault längst nicht mehr der Goldstandard der Diskursanalyse sein könne. „Die Begeisterung für Marktberichte oder Hafearchive hat nachgelassen“ (Chartier 1992, S. 30). Es sind eben nicht solche gleichförmigen Daten, die die geschichtlichen Einschnitte punktieren. Die Strukturierung der Darstellung benötigt die Behauptung von Einschnitten, die an das nachrangige Material umso leichter herangetragen werden kann. Dort, wo die Quellen sehr reichlich strömen, z. B. bei den preußischen Reformen oder der Antisklavereibewegung, ist es dennoch hilfreich und sinnvoll, Ideen immer in einem größeren Zusammenhang der Denk- und Gefühlsströmungen einer Epoche zu sehen, also nicht ausschließlich auf die Höhenkammliteratur zu schauen. In dieser Hinsicht hat Foucault weiterhin Recht.

Ideengeschichte ist Geschichte, zugleich aber haben wir es nicht nur mit reiner Vergangenheit zu tun, sofern ihre Gedanken und Prinzipien zu gegenwärtigen Auseinandersetzungen Anlass geben (Hegel 1970b, S. 57). Schon der Kampf um das Rederecht und die Diskurshoheit in einigen der wichtigsten Dialoge Platons macht deutlich, dass „keine ‚neutralen‘ Ideen existieren, sondern sich diese immer und fortwährend in einem Kampf miteinander befinden – einem Kampf um Deutungshoheit und damit letztlich um politische und gesellschaftliche Macht“ (Salzborn 2017, S. 9. Hierzu in diesem Band: „Dialogstruktur und moderne Demokratie in drei Dialogen Platons“). Provozierende Ideen sind dann auch Kampfmittel, denn ihr „intervenierendes Potenzial“ (Salzborn 2017, S. 17) kann den zitierenden Rückbezug auf sie zum Instrument und zur Gedankenwaffe werden lassen. Ähnlich wie Hannah Arendt habe ich es mir zum Methodenideal gemacht, ganz unapologetisch gegenüber Fachleuten aus anderen Disziplinen Vergangenheitstexte als Antworten und Herausforderungen für gegenwärtige Fragen zu verstehen (Ball 2007, S. 15).

In mehreren der hier wieder vorgelegten Arbeiten (z. B. der zu Edmund Phelps) wurde Bezug genommen auf empirische Fakten aus der Zeit der Entstehung der betreffenden Texte, die bei der Wiederlektüre durch neuere Entwicklungen veraltet waren. Ich habe den Zeitbezug in diesen Texten markiert, nachdem ich einige Zeit überlegt hatte, den Phelps-Text insgesamt wegzulassen. Ich hätte es aber schade gefunden, weil gerade dieser Text theoretische und konzeptionelle Grundaussagen enthält, insbesondere den ökonomischen Vitalismus, die einer Kommentierung wert bleiben. Sehr zeitgebundene statistische und Umfragedaten – in diesem Fall reichen sie bis 2005 – veralten sehr schnell. Um genau zu sein: sie veralten deutlich schneller als theoretische Sätze. Dadurch steht ein erheblicher Teil der aktuellen Politikwissenschaft in der Gefahr, schneller zu veralten, als die Veröffentlichung der entsprechenden Texte damit Schritt halten kann.

Der Sinn von Ideengeschichte, das ist eine weitere Provokation, liegt darin, der Seichtigkeit und Ideenlosigkeit des gegenwärtigen *opinion mainstreaming* entgegenzuwirken. Denn sie ermöglicht es, die sich wandelnden *shared mental models* zu identifizieren, zu vergleichen und vor ihren wechselnden Hintergründen zu beurteilen, um so zu einer Horizonterweiterung beizutragen. Der kritische Blick auf vorherrschende Meinungen vergangener Zeiten erleichtert die Distanzierung von den zur scheinbaren Selbstverständlichkeit erklärten Dummheiten der Gegenwart. Hierin liegt der Unzeitgemäßheitsfaktor politischer Ideengeschichte, wie man mit einem Anklang an Nietzsches *Unzeitgemäße Betrachtungen* formulieren könnte. Es wäre aber ein Missverständnis, die Distanzierungsmöglichkeit allein im Vergangenheitsbezug sehen zu wollen. Auch hierin liegt ein Provokationselement, mit dem man es sich aber nicht zu einfach machen sollte. Die Grundregel der gegenwartsbezogenen Methodologie bleibt in Kraft. Die Ideengeschichte arbeitet mit einer politischen Hermeneutik. Ausgangspunkt aller kritischen Hermeneutik bleibt die vorhandene Gesellschaftsordnung, deren problematische und zu verbessernde Züge herausgearbeitet werden. Dies ist der Pfad der Interpretation in kritischer Absetzung zum Pfad der Entdeckung und zum Pfad der Erfindung oder Konstruktion (Walzer 1990). Schon die klassische Hermeneutik war ja immer auch Textkritik mit dem Ziel der Herstellung des nichtkorrumpierten, eigentlichen Textes. Die Interpretation bedeutet schon in ihrer Grundstruktur keine Fesselung an alle Schwächen und Fehlentwicklungen des *status quo*, sondern impliziert immer auch Selbstreflexion und Gesellschaftskritik. Wir können uns verstehen als selbstinterpretierende Lebewesen (*self-interpreting animals*, Taylor 1985). Moderne Identität basiert auf einem unvermeidlichen Rahmenwerk von Interpretationen, die überhaupt erst die Hintergrundsprache für starke Wertungen und Wertschätzungen bereitgestellt haben. Diese zu liefern und zu sichten, gehört zu den Kernfunktionen politischer Ideengeschichte. Gegenwart ist kein Fixpunkt, sondern ein selber dynamischer, ständig neue Provokationen erzeugender offener Prozess.

Zum Abschluss dieses Diskurses zur Provokativität der Ideengeschichte sollte noch festgehalten werden, dass es keineswegs allein darum geht, zu provozieren. Ziel ist nicht die Provokation um ihrer selbst willen, sondern die Konstatierung der strukturellen und unausweichlichen Provokativität der Ideengeschichte. Sie kann gar nicht anders, weil sie strukturalistisch gesprochen, durch den Verweis auf die Zeitdimension, also die Diachronie, die Synchronizität der Sachdimension oder der Sozialdimension transzendiert (Luhmann 1980, S. 40 f.). Dieses Nichtanderskönnen ist kein Defizit, sondern trägt ihre Durchschlagskraft und Erkenntnisenergie. Vor allen Dingen aber grenzt dieses prägende Element sie in ganz grundsätzlicher Weise ab von aller Musealität und Archivalistik, so dass sie neben der Zeitdiagnostik als eine der Grundlagen einer gegenwartsorientierten Politikwissenschaft gelten kann.

Literatur

Ball, Terence. 2007. Political theory and political science – Can this marriage be saved? *Theoria – A Journal of Social and Political Theory* 113:1–22.

- Berman, Paul. 1996. *A tale of two utopias – The political journey of the generation of 1968*. New York: Norton.
- Buchstein, Hubertus. 2009. *Demokratie und Lotterie – Das Los als politisches Entscheidungsinstrument von der Antike bis zur EU*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Chartier, Roger. 1992. *Die unvollendete Vergangenheit – Geschichte und die Macht der Weltauslegung*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Cohn-Bendit, Daniel. 1968. *Linksradikalismus – Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Collingwood, Robin. 1994. *The idea of history*. Oxford: Oxford University Press.
- Eckermann, Johann Peter. 1976. *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Berlin: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Felsch, Philipp. 2015. *Der lange Sommer der Theorie – Geschichte einer Revolte 1960–1990*. München: Beck.
- Gadamer, Hans Georg. 1972. *Wahrheit und Methode – Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 1970a. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. In *Werke in 20 Bänden*, Hrsg. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 12. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 1970b. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. In *Werke in 20 Bänden*, Hrsg. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 18. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Inglehart, Ronald. 1997. *Modernization and postmodernization – Cultural, economic, and political change in 43 societies*. Princeton: Princeton University Press.
- Jauß, Hans Robert. 1970. *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Keynes, John Maynard. 1994. *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Kosík, Karel. 1974. Historismus und Historizismus. In *Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik*, Hrsg. Peter Uwe Hohendahl, 202–214. Frankfurt a. M.: Athenäum Fischer.
- Luhmann, Niklas. 1980. *Gesellschaftsstruktur und Semantik – Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mandelbaum, Michael. 2002. *The ideas that conquered the world – Peace, democracy, and free markets in the twenty-first century*. Oxford: Public Affairs.
- Marx, Karl. 1969. Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In *MEW 1*. Berlin: Dietz.
- Marx, Karl. 1975. Das Kapital – Kritik der politischen Ökonomie. In *MEW 23*. Berlin: Dietz.
- Nietzsche, Friedrich. 1980. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. In *Sämtliche Werke – Kritische Studienausgabe*, Hrsg. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 1, 243–334. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Nitschke, Peter. 2011. Zielsetzung und Methoden der Ideengeschichte in der Politikwissenschaft – Eine Kritik an der Cambridge School. In *Politisches Denken – Jahrbuch 2011*, Hrsg. Volker Gerhardt et al., 269–298. Berlin: Duncker & Humblot.
- Popper, Karl. 1997. *Vermutungen und Widerlegungen – Das Wachstum wissenschaftlicher Erkenntnis*, 2. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Raphael, Lutz, und Heinz-Elmar Tenorth, Hrsg. 2006. *Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit*. München: Oldenbourg.
- Reese-Schäfer, Walter. 2016. *Klassiker der politischen Ideengeschichte – Von Platon bis Marx*. Berlin: de Gruyter.
- Salzborn, Samuel. 2017. *Kampf der Ideen – Die Geschichte politischer Theorien im Kontext*. Baden-Baden: Nomos.
- Taylor, Charles. 1985. Self-Interpreting Animals. In *Human Agency and Language*, Hrsg. Charles Taylor, 45–76. Cambridge: Cambridge University Press.
- Walzer, Michael. 1990. *Kritik und Gemeinsinn – Drei Wege der Gesellschaftskritik*. Berlin: Rotbuch.
- Weaver, Richard. 1984. *Ideas have Consequences*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wölfflin, Heinrich. 1915. *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe – Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst*. München: Bruckmann.

Teil I

Ideengeschichte und Ideenpolitik



Zum gegenwärtigen Stand der politischen Ideengeschichte in Deutschland

2

Die politische Ideengeschichte in Deutschland befindet sich in einer gefährlichen und gefährdeten Situation. Sie ist gefährdet von außen, weil ihre Selbstrechtfertigung als Archiv und Laboratorium der Politikwissenschaft zu schwach ist, um im Fach hinreichend anschlussfähig zu wirken (Münkler 2003, S. 103). Und gefährlich ist sie sich auch selbst, weil die Entwicklung ihres Autorenkanons in einer Fülle von anspruchsvollen Nachschlagewerken und Lehrbüchern so atemberaubend konsensual verlaufen ist, dass die Luft der wissenschaftlichen Zuspitzung und Kontroverse aus diesem Teilgebiet der Politikwissenschaft ausgeströmt zu sein scheint. Das Lehrwissen ist in Gefahr zu erstarren und nur noch als Ballast mitgeschleppt zu werden (Reese-Schäfer und Salzborn 2015).

Sie wird nur dann und nur insoweit zu retten sein, wenn sie in der Lage ist, durch ihre Beiträge zur Forschung wieder eine paradigmatische Schlüsselstellung einzunehmen, d. h. dort, wo ihre Tiefbohrungen wesentliche Beiträge zur Wandlung der Staatlichkeit, zur Analyse des Globalisierungsprozesses seit 1492, des Wirtschaftssystems oder zur einer Theorie der modernen Politik zu leisten vermögen. Dafür gibt es längst interessante Vorbilder und Vordenker, auf die ich in diesem Artikel eingehen werde, denn die eben angedeutete Kritik hat nur dann einen Sinn, wenn sie mit Lösungsperspektiven verbunden werden kann.

Die politische Ideengeschichte steht derzeit vor vier großen Herausforderungen: Erstens bietet der Siegeszug der Kulturwissenschaften mit ihrer disziplinübergreifenden Herangehensweise eine ganze Reihe von fachlichen und methodischen Neuerungen. Zweitens stellen Niklas Luhmanns Analysen zum Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Semantik und zur Ideenevolution (Luhmann 2008) eine noch nicht hinreichend beachtete Innovation dar, um die Ideengeschichte des Übergangs zur Moderne zu beschreiben. Drittens hat sich eine interkulturelle politische Philosophie entwickelt, zu der insbesondere die Ideengeschichte in Deutschland als *late-coming nation* wesentliche Impulse beitragen kann, welche in postkolonialen Diskussionszusammenhängen als anregend, teils sogar als vorbildlich angesehen werden. Viertens hat sich eine anspruchsvolle kliometrische Wirtschaftsgeschichtsschreibung herausgebildet, die etwa bei Douglass North mit seinem Konzept der

shared mental models einen neuen Zugang zu Grundthemen der politischen Ideengeschichte ermöglicht. Die Herausforderung durch das mit diesem Ansatz verbundene methodologische Paradigma der rationalen Entscheidungstheorie ist in einer vorwiegend immer noch hermeneutisch-phänomenologisch aufgestellten Ideengeschichte kaum wahrgenommen worden.

Doch zunächst einmal ist von einer eindrucksvollen Blüte zu berichten. Ideengeschichtliche Vorlesungen sind die meistbesuchten. Qualitativ hochstehende Gesamtdarstellungen in jeder gewünschten Detailliertheit sind verfügbar. Auch weiterhin werden Professuren für politische Theorie und Ideengeschichte ausgeschrieben. Reine Ideengeschichtler ohne einen Anteil auch an gegenwärtiger politischer Theorie waren in der Politikwissenschaft ohnehin immer die Ausnahme. Anders als in den Geschichts- und Kulturwissenschaften ist in der Politikwissenschaft der Gegenwartsbezug der eigenen Forschungen immer konstitutiv gewesen. Und was die Veröffentlichungen angeht, wurden die politischen Ideengeschichtler immer stärker gelesen und in der Öffentlichkeit wahrgenommen als die Spezialisten aus den anderen Teilgebieten. Die Ideengeschichtler selbst haben zweimal große Bilanzen gezogen: in einem PVS-Sonderheft des Jahres 1984 (Bermbach 1984) und in dem von Bluhm und Gebhardt 2006 herausgegebenen Band *Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert* (Bluhm und Gebhardt 2006).

Das „Zeitalter der Ideologien“ (von Beyme 2002), das zwischen der französischen Revolution und dem Ende des Kalten Kriegs 1989 zu datieren ist, war auch die große Zeit der politischen Ideengeschichte, in der Autorinnen wie Hannah Arendt, Karl Popper und andere die Traditionsbestände des politischen Denkens radikal im Hinblick auf ihre totalitären Tendenzen und Gehalte in Frage gestellt haben. Weder Platon noch Rousseau kamen ungeschoren davon (Bluhm und Gebhardt 2006, S. 9). Doch schon mit dem Ende der 70er-Jahre gerieten die Großideologien und „großen Erzählungen“ (Lyotard 1979, S. 13) in Misskredit.

Der Begriff der politischen Ideen hat sich bislang weitgehend durchgesetzt, auch wenn mit dem ‚politischen Denken‘ eine zeitgemäßer klingende Konkurrenz begrifflichkeit entstanden ist. Beiden Begriffen gemeinsam ist die Absetzung von der Dilthey-Welt der texthermeneutischen Geistesgeschichte und autorzentrierten Generationengeschichte hin zu einer Tieferlegung des politischen Denkens unterhalb der Höhenkammliteratur. Die politische Ideengeschichte hat sich immer dadurch ausgezeichnet, dass sie Abstand genommen hat von der Verehrung genialer Geistesgrößen. Stattdessen wurde einerseits der politisch-soziale Kontext in die Analyse und Darstellung einbezogen, andererseits, und vielleicht noch wichtiger und in einem gewissen Sinne antihermeneutisch gedacht: auch die Rezeption und die Wirkung wurde beachtet und kritisch reflektiert. Das ‚gefährliche Denken‘ Nietzsches, Heideggers oder Carl Schmitts mochte durchaus eine gewisse Faszination auf die Ideengeschichtler ausstrahlen, es ist aber eine Eigentümlichkeit dieses Fachgebietes, hier nicht schon a priori einfach aufgrund der ‚Größe‘ oder ‚Genialität‘ des Autors einen Freispruch zu erteilen für alle möglichen Konsequenzen, die aus diesem Denken gezogen werden konnten. Inzwischen ist die Temperatur des Zeitalters der Ideologien heruntergeregelt worden. Der Nach-Wende-Geist hat sich aber zu neuen Gesamtdarstellungen aufgerafft,

wie riskant ein solches Unternehmen, das selbst die größte Gelehrsamkeit überlasten könnte, auch immer sein mag.

Die derzeit umfassendste Gesamtdarstellung des politischen Denkens hat Henning Ottmann im Alleingang vorgelegt. Bis jetzt liegen 3 Bände vor, die ihrerseits wieder in mehrere Teilbände gegliedert sind und bis ins 19. Jahrhundert reichen. Der Begriff des politischen Denkens soll mehr umfassen als bloß eine Auseinandersetzung mit den Klassikern, denn er impliziert auch das Denken der Bürger und des Umfeldes. Auf der anderen Seite soll aber die Gefahr einer Auflösung der Klassiker-texte in ihren Kontext, also eine Überkontextualisierung vermieden werden, wie sie Ottmann vor allem bei dem britischen Historiker Quentin Skinner sieht. Hier bestünde die Gefahr, „dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht und der Text durch Kontextualität überwuchert wird“ (Ottmann 2001, S. 3). Sehr bewusst erfolgt auch Ottmanns ideenpolitische Verortung: einerseits eine mit Hannah Arendt, Dolf Sternberger, Leo Strauss und Eric Voegelin geteilte Hochschätzung der Antike und der klassischen Politik, andererseits ein bewusster ‚Modernitätskonservatismus‘ im Stil von Joachim Ritter und seinen Schülern. Eine Totalkritik der Moderne wird abgelehnt, diese wird aber durch eine quasidialektische Denkfigur unterfangen, die gemeinhin als das sogenannte ‚Böckenförde-Paradox‘ bekannt geworden ist. Es sollen Voraussetzungen moderner Freiheit gepflegt und bewahrt werden, die diese selbst aus sich heraus nicht garantieren kann. Damit sind unter anderem religiöse und herkunftsmäßige Bindungen gemeint (Ottmann 2001, S. VI).

Ottmanns Werk selbst ist in einem enzyklopädischen Vorlesungsstil verfasst, mit Zeittafeln und dem Hinweis auf die Reclam-Ausgaben der Texte. Diese Lehrgestalt der Darstellung ist zugleich auch eine gewisse Schwäche. Besonders deutlich wird das in der Auseinandersetzung mit Marx. Dieser wird eingeordnet, einige Themen wie das Verhältnis seiner Überlegungen zu den späteren Entwicklungen des Sozialismus und Kommunismus werden angesprochen und diskutiert, aber die Analysen dringen nicht wirklich in die Tiefe. Die Arbeitswertlehre war eben auch immanent widersprüchlich. Eugen Böhm-Bawerks Kritik daran war mehr als ein Schulenstreit, den man auch abtun könnte: diese Kritik markiert einen Paradigmenwechsel zu einer subjektiven Präferenzenkonzeption, auf der dann die Rational-Choice-Theorie aufbauen konnte. Und vor allem: Marxens Furcht vor der unregelmäßig ‚Anarchie der Produktion‘, die es endlich zu regeln und regulieren gelte, enthält schon die Wurzeln totalitärer Gesamtplanungskonzepte, die eben nicht nur eine Deviation von den ursprünglich offenen Marxschen Lehren waren, sondern wohl doch die konsequente Weiterentwicklung von deren Grundzügen (vgl. Reese-Schäfer 2005; in diesem Band abgedruckt als *Marx und die Furcht vor der Anarchie des Marktes*). Eine ideologisch unbelastete Sicht aus der Perspektive moderner, der rationalen Entscheidungstheorie verpflichteter Ökonomen, Soziologen und Politikwissenschaftler findet sich übrigens in dem von Ingo Pies und Martin Leschke herausgegebenen Band *Karl Marx' kommunistischer Individualismus* (Pies und Leschke 2005).

Der von Ottmann favorisierte, umfassende Begriff des politischen Denkens ist ebenfalls prägend geworden für die 1989 erfolgte Gründung der *Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des politischen Denkens*. Dort wird ein disziplinübergreifender

Ansatz gepflegt, der auch Ansätze der Philosophie, der Rechtswissenschaft und von einzelnen Historikern umfasst. Diese gibt auch ein *Jahrbuch Politisches Denken* heraus, das seitdem nicht ganz regelmäßig erschienen ist.

Aus einer ganz anderen Perspektive hat der Münkler-Schüler Marcus Llanque (2008) die politische Ideengeschichte als ‚Gewebe politischer Diskurse‘ dargestellt. Auch hier findet sich die Metapher vom ‚Archiv und Arsenal‘ der Ideengeschichte für die gegenwärtige politische Theoriebildung. Der Einwand gegen die Cambridge School Pococks und Quentin Skinners lautet hier ein wenig anders: diese habe zwar synchrone Kontroversen ausführlich erhellte, aber sich weniger mit den diachronen Kontinuitäten der theoretischen Verarbeitung einzelner Ideen beschäftigt. Wie bei Ottmann handelt es sich um eine Ideengeschichte des Westens, was natürlich nur in kooperativen Projekten überwunden werden kann.

Ein weiteres Feld interessanter Potenziale der gegenwärtigen Ideengeschichte sind die geduldig vorangetriebenen großen Ausgaben der Werke von Leo Strauss und Eric Voegelin. Bei beiden zeigt sich ein weltläufiger, weit auch in die jüdische und arabische Tradition ausgreifender Zugriff, der immer auch den Aspekt der Religion, der Politisierung von Religion bzw. der politischen Religionen vor Augen hat. Besonders die frühen Schriften von Leo Strauss zur Religionskritik von Spinoza waren bislang fast unbekannt. An der Lehrgestalt seiner *History of Political Philosophy* (Strauss und Cropsey 1987) war zwar zu erkennen, dass hier ein weiter Ausgriff über die europäische Tradition hinaus gewagt wurde, doch erst die Edition der frühen Schriften, auch über Moses Maimonides und al-Farabi eröffnen das gesamte Feld dieser Diskussionen und werden gewiss anregend wirken. Harald Bluhm hat eine umfassende Arbeit über das politische Denken von Leo Strauss vorgelegt (Bluhm 2002). Insbesondere dessen tiefenhermeneutische Lehre von der Kunst des doppeldeutigen Schreibens, die von der einfachen Überlegung ausgeht, dass die Mehrzahl der politischen Theoretiker unter Zensurbedingungen zu schreiben hatte, eröffnet einen potenziell radikal neuen Blick und eine Neuinterpretation vieler Äußerungen, die bislang zum Nominalwert genommen worden waren (Strauss 1988). Bluhm arbeitet auch heraus, wie sich im Anschluss an die Moderne-Kritik eine ganz eigene Strauss-Schule herausgebildet hat, die ihn als präsenten und aktuellen Autor erscheinen lässt. Vielleicht gar als zukünftigen Klassiker, auch wenn man mit diesem Titel sehr zurückhaltend umgehen sollte.

Voegelins Begriff der „politischen Religionen“ ist von Hans Maier und anderen zu einer fulminanten Totalitarismuskritik ausgeformt worden (Maier 2000), es bleibt aber die Frage, ob der Ausgangspunkt, dass Säkularisierung die Wurzel allen Übels sei, sehr weit trägt. Die Diskussion ist inzwischen über diese Frontstellung hinweggegangen und hat, angeregt nicht zuletzt durch die zunächst scheinbar randständig erscheinenden Forschungen des Ägyptologen Jan Assmann, die polemogenen Potenziale des Monotheismus und seiner säkularisierten Derivate als das Problem erkannt. Einer pluralistischen Gesellschaft angemessener erscheint in dieser Perspektive nun nicht mehr eine Rückkehr zum Polytheismus der Götter, wohl aber die Entwicklung eines wirklichen Polytheismus der Werte (Assmann 2003). Die ideengeschichtlichen Forschungen zu diesem Thema sind in brillanter Weise gebündelt worden von Peter Sloterdijk

in seiner wohl argumentativsten und klarsten Arbeit über Gottes Eifer und Gottes Zorn (Sloterdijk 2007).

Antikes politisches Denken wird in der Gestalt neoaristotelischer Studien demgegenüber permanent weitergeführt, so bei Gutschker (2002). Eher wird die Ideengeschichte selbst aus dem Fach verschwinden als die immer neue Beschäftigung mit dem griechischen Erbe, das sich dann notfalls in die Philosophiegeschichte zurückverlagern wird. Insgesamt wird man konstatieren müssen, dass die Zeiten des Geschichtenerzählens vorbei sind.

Wie kann die provinzialistische Sichtweise einer bloßen ‚Ideengeschichte des Westens‘ überwunden werden? Hierzu hatte es schon in dem zwischen 1985 und 1993 im Piper-Verlag von Iring Fetscher und Herfried Münkler herausgegebenen 5-bändigen *Handbuch der politischen Ideen* einige Ansätze gegeben. Mittlerweile sind hierzu umfassende Forschungsarbeiten entstanden. Der Band *Die Intellektuellen und der Weltlauf* mit dem Untertitel „Schöpfer und Missionare politischer Ideen in den USA, Asien und Europa nach 1945“ weitet die ideengeschichtliche Perspektive neben der vertrauten Welt der USA und Europas auf die islamische Welt, Ostasien, die Türkei und Lateinamerika aus (Bluhm und Reese-Schäfer 2006). Der interkulturelle Blick in der politischen Theoriebildung wird auch praktiziert in der von Hamid Reza Yousefi und Ram Adhar Mall herausgegebenen *Interkulturellen Bibliothek* mit inzwischen fast 140 Bänden (Yousefi und Mall 2005). Dabei geht es einerseits darum, Klassiker der politischen Ideengeschichte in einer interkulturellen Perspektive zu lesen und auf Verbindungen und Vernetzungen zu außereuropäischen Kulturen zu befragen. So lassen sich bei Platon nachhaltige orientalische Einflüsse nachweisen, bei Aristoteles eine starke Rezeption in der islamischen politischen Philosophie nicht nur der arabischen, sondern auch der persisch-iranischen Welt. Bei Aristoteles kommt eine intensive Rezeption in Asien seit dem 19. Jahrhundert hinzu, die bislang noch kaum aufgearbeitet ist.

Zugleich wird der Kanon erweitert um Autoren, die in den herkömmlichen Darstellungen (mit der löblichen Ausnahme des Handbuchs von Fetscher und Münkler) gerne übergangen worden sind. Dahinter steht immer die Frage der Anerkennung unterschiedlicher Denkweisen und Denkrichtungen. In der deutschen akademischen Szene der politischen Ideengeschichte gibt es derzeit nur sehr wenige Lehrstuhlinhaber, die auch die sachlich-fachliche Kompetenz, insbesondere die Sprachkenntnisse und das interkulturelle Wissen haben, um solche Überschreitungen des traditionellen Kanons zu ermöglichen. In den USA hat Amartya Sen uns in souveräner Weise vorgeführt, welche reichhaltige politisch-kulturelle Tradition das indische Denken hat.

In Deutschland ist es an prominenter Stelle die Politikwissenschaftlerin und Koreanistin Eun-Jeung Lee (FU Berlin), die vor allem Max Webers Thesen über den Konfuzianismus einer kritischen Überprüfung unterzogen hat und die Geschichte der Konfuzianismus-Rezeption in Deutschland seit der frühen Aufklärung einer minutiösen Analyse unterzogen hat (Lee 2003). Durch solch genaueres Hinsehen wird nämlich der Mythos einer weitgehend konfuzianisch geprägten ostasiatischen Kultur zerstört. Es zeigt sich auch, dass die enthusiastische Idealisierung der chinesischen Welt in der frühen Aufklärung, vor allem bei Leibniz und Christian Wolff,

vollkommen andere Gründe und Hintergründe als die Verächtlichmachung des Konfuzianismus im 19. Jahrhundert hat. Eun-Jeung Lee wendet sich in beeindruckender Gelehrsamkeit gegen die banale Deutung eines beliebigen Eurozentrismus, weil jede dieser Rezeptionsformen etwas Unvergleichliches und vor allem jeweils eigene Ursachen und Hintergründe hat. Der Titel *Anti-Europa* kommuniziert, dass es sich hierbei eben nicht um eine orientalistische Sicht oder eine Orientalisierung handeln kann und soll.

Auf der Gegenseite hat sich besonders unter der Führung der Inderin Gayatri Chakravorty Spivak eine Denkrichtung herausgebildet, die sich ‚postkolonial‘ nennt und mit der westliche Ideengeschichtler bei Vorträgen in Asien und Mittelamerika zunehmend konfrontiert werden. Der etwas seltsame Kernbegriff der *Subalternität* wird hier in dialektischer Weise umgekehrt und kritisch gewendet. So wird die Instrumentalisierung von Frauen beklagt, wenn deren untergeordnete soziale Stellung in bestimmten Entwicklungsländern von den Kolonialherren als Beweis für die Degeneriertheit der beherrschten Kultur angesehen wurde (Spivak 2008). Die Dialektik dieser Argumentationen ist vielfach so aufgebaut, dass westliche Kolonialismuskritiker selber als die eigentlich noch schlimmeren Kolonialisten dargestellt werden können. Der Kampf der britischen Antisklavereibewegung im späten 18. und im 19. Jahrhundert kann dann in der Perspektive einer umso tieferen kolonialen Durchdringung Afrikas (nunmehr unter dem Vorwand der Bekämpfung des Sklavenhandels) interpretiert werden. Während die Argumentation von Amartya Sen und Eun-Jeung Lee souverän und überlegen auftritt, ist das postkoloniale Denken vielfach geprägt von einem Ressentiment, aus dem aber zugleich die Wirkung und die Umkehrungsqualität der Argumente im Sinne einer Herr-Knecht-Dialektik folgt. Diese Thesen und Überlegungen finden deshalb vielfach im statusunsicheren akademischen Nachwuchs Zuspruch.

Eine interkulturelle Bildung, deren akademische Grundlage eine erneuerte politische Ideengeschichte sein kann, ist in einer sich ständig weiter globalisierenden Entwicklung unverzichtbar. Hier sind darüber hinaus jahrhundertelange Traditionen der intensiven, einfühlenden und in die Tiefe dringenden Beschäftigung mit anderen Kulturen zu revitalisieren und politisch neu zu durchdenken, die besonders in Deutschland eine glänzende Geschichte aufweisen. Edward Said hat in seiner massiven Kritik des Orientalismus darauf aufmerksam gemacht, dass die deutsche Tradition von orientalistischen Fehldeutungen häufig freier gewesen sei als die Forschungen in England und Frankreich (Said 1998, S. 16 ff.). Auch Spivak macht deutlich, dass vor allem das Deutschland des 19. Jahrhunderts eine der Hauptquellen sorgfältigster orientalistischer Gelehrsamkeit darstellt. Autoren wie Kant, Hegel und Marx hätten eben gerade keinen spezifisch akademisch kontrollierten Imperialismus installiert oder konsolidiert (Spivak 1999, S. 8; vgl. Varela und Dhawan 2005, S. 7). Auch wenn dies nicht ganz stimmt – man denke an Marx’ Deutung des Imperialismus als Modernisierungskraft in „Die künftigen Ergebnisse der britische Herrschaft in Indien“ (Marx 1960, S. 220–226) – ist hier vieles aus der deutschen Denktradition in dieser neuen Perspektivierung aufzuarbeiten, was im engeren philologischen Diskurs versickert war. Die zukünftige politische Ideengeschichtsschreibung hat hier die Aufgabe, den im internationalen Vergleich besonders

attraktiven deutschen Diskurs wieder zu reaktualisieren. Vor allem eine neue Beschäftigung mit Johann Gottfried Herder wäre nötig, der anders als sein Weimarer Mitklassiker Goethe z. B. die Sklaverei aufs Schärfste verurteilt und in seinen *Briefen über die Humanität* bekämpft hat.

In einer umfassenden Bestandsaufnahme der politischen Ideengeschichte (Blum und Gebhardt 2006) wird der Versuch gemacht, die Begriffsgeschichte des Koselleckschen Typus mit klassischen Ansprüchen normativer Traditionsstiftung zu verbinden. Gerade in diesem Band aber offenbart sich ein wesentlicher Mangel: Niklas Luhmanns radikale Innovation der Ideengeschichte als Beschreibung des Verhältnisses von Gesellschaftsstruktur und Semantik im Wandel zur Moderne wird übersehen. Dabei hat Luhmann (neben dem ganz ähnlich arbeitenden, aber theoretisch weniger anspruchsvollen Michel Foucault) es vorgemacht, wie durch eine systematische Analyse gerade auch der zweit- und dritrangigen Quellenliteratur, etwa zum Thema des Staats und der Staatsräson, die wesentlichen Merkmale moderner Politik entwickelt werden können. Dem klassischen Thema der Staatsräson gewinnt Luhmann völlig neue Seiten ab, weil er es unter dem Aspekt der systemischen Ausdifferenzierung und Verselbstständigung von Politik begreift. Die Weiterentwicklung vom Staatsbegriff zum Begriff der Gesellschaft (aus der dann das politische System weiter ausgekoppelt wird) mit dem Verschwinden der *arcana imperii* des alten Staatsdiskurses wird bei Luhmann ausgeführt bis hin zum Ausblick auf die Weltwirtschaft. Luhmann arbeitet in interessanter Weise und mit eigenen Quellenstudien parallel zum Koselleckschen Projekt. Er wäre auch ohne dieses DFG-überfinanzierte Riesenvorhaben zu seinen Ergebnissen gekommen, so dankbar wir heute für beide Unternehmen auch sein können. Erst nach seinem Tode hat eine produktive Rezeption Luhmanns in der Politikwissenschaft begonnen, die weit über den Bereich der Ideengeschichte hinausgeht (Hellmann und Schmalz-Bruns 2002).

Luhmanns Beitrag zur Theorie der Moderne besteht weniger in seiner Systemtheorie als vielmehr in seinem Sinn für „eine gleichsam schreckhafte Diskontinuität der Semantik“ (Luhmann 1992, S. 18). Was vormals der Natur zugeschrieben wurde, ist nun den sozialen Verhältnissen anzurechnen: hier liegt die eigentlich soziologische Wende und Verschärfung der Modernitätsdiagnostik. Wer natürliche Ursachen sucht, betreibt Reifikation. Allein soziale Verursachungen zählen. Die selbstreferenzielle Struktur der einzelnen Teilsysteme allerdings wird von Luhmann konstruktivistisch zugespitzt, so dass er Gewissheiten der klassischen Moderne weit überschreitet: externe Referenzen sind nicht mehr nötig. Das Geld muss nicht mehr im Goldstandard abgesichert werden, und wissenschaftliche Wahrheit ist einfach nur der Positivwert eines Codes, der die Zweitbeobachtung von Erkenntnissen einer binären Evaluation unterwirft. Das gilt auch für die Rationalität (respektive Vernunft), die traditionell von Fremdreferenzen oder externen Sinnvorgaben gelebt hatte. Auch sie versucht er – ganz postmodern und doch im Grunde die Entwicklungsrichtung des modernen Denkens nur fortführend – zu verstehen als allein abhängig von einer systemintern herzustellenden Selbstreferentialität. Anders ausgedrückt: allein mit rationalen Argumenten kann darüber befunden werden, was rational ist und was nicht.

Für Luhmann ist klar, dass das, was als spezifisch modern angesehen wird, durch die europäische Tradition der neuzeitlichen Rationalität gekennzeichnet ist, mindestens in dem Sinne, dass diese Entwicklung – genau wie Weber es sah – in Europa begonnen hat. Die europäische Rationalität hat eine Semantik hervorgebracht, deren Umgang mit Unterscheidungen sie von allen anderen unterscheidet. Natürlich könnte man hieran einen sich selbst positiv bewertenden Eurozentrismus anschließen, ebenso aber auch das Gegenteil, wie Luhmann ironisch hinzufügt: nämlich die „Bewunderung für die nicht mehr erreichbare Naivität und Authentizität von Weltbeschreibungen anderer Provenienz“ (Luhmann 1992, S. 52 f.). Zum Glück wird dieser unverbesserliche Eurozentrismus konterkariert durch die tief greifenden Analysen Amartya Sens (2005).

Michel Foucault hatte in vergleichbarer Weise in seinen Vorlesungen zur Theorie der Gouvernementalität den sich modernisierenden Staatsdiskurs und vor allem die Entwicklung neoliberaler Denkformen in Deutschland und den USA aus den Quellen dargestellt. Seine Studien stellen eine Rehabilitation der klassischen Kameralistik und der ‚guten Policey‘ (sic!) dar, die in Deutschland schon von Hans Maier und Wilhelm Bleek in ihren Forschungen zur Geschichte und Vorgeschichte der Politikwissenschaft reaktualisiert worden waren. Das ungeheure Anregungspotenzial dieser Studien Foucaults insbesondere im Übergangsbereich von Politik und Wirtschaft wird bislang durch eine vorherrschend linksanarchische Interpretation des Machtbegriffs von Foucault verdeckt. Den frühen Foucault kann man durchaus angemessen als Analytiker von Machtstrukturen und Machtverhältnissen im Mikrobereich der Gesellschaft begreifen, z. B. der Gefängnisse, Kliniken, Heilanstalten etc. Schon damals wäre es allerdings ein Missverständnis gewesen, diese Arbeiten lediglich als Detailstudien begreifen zu wollen, denn dahinter stand die berühmte methodologische Regel Alexis de Tocquevilles, dass man den Zustand einer Gesellschaft am Zustand ihres Gefängnisystems studieren könne. Foucaults Ansatz bestand anfangs durchgehend darin, den Bereich der gesellschaftlichen Normen zu erfassen durch Beschreibung der Regeln, nach denen Anormalität diagnostiziert und Ausgrenzungen vorgenommen wurden. In den späten Vorlesungen setzt Foucault dagegen bei „Erscheinungen einer ganz anderen Größenordnung“ (Foucault 2004, S. 262) an, nämlich bei der Wirtschaftspolitik und damit der Lenkung der gesamten Gesellschaft. Ob mit diesem Wendepunkt auch ein politischer Richtungswandel von der radikalen Linken hin zu einer Spielart des Liberalismus verbunden war, lässt Foucault nicht erkennen. Er selbst setzt sich sehr kritisch mit bestimmten linken Spielarten dessen auseinander, was er als Staatsphobie charakterisiert (Foucault 2004, S. 112–147). Michel Foucaults Werk ist in der deutschen und amerikanischen Politikwissenschaft bisher erst in Ansätzen fruchtbar gemacht worden.

Douglass North hat schon in den 1970er-Jahren angefangen, die Grundlinien einer kliometrischen Diagnose der Moderne zu entwickeln (Pies 2009). Er steht der mainstream-Ökonomik mit ihrer Begrenzung auf perfekte Wettbewerbsmärkte eher kritisch gegenüber und fragt präziser nach den Voraussetzungen, nach denen Märkte funktionieren oder auch nicht. Dazu gehörten die Unternehmen als wirtschaftliche Organisationen und Unternehmer als wirtschaftliche Akteure, ebenso aber auch die gesellschaftlichen Institutionen, insbesondere auch die Entwicklung

des Eigentumsrechts, und drittens der Staat als politische Organisationen, weil hier die Anreize gesetzt und gestaltet werden. Die Verbindung mit der neuen Institutionenökonomik ermöglicht zugleich einen interessanten Blick auf die in der politischen Ideengeschichte unterbelichtete Geschichte des Eigentumsrechts. Hier ist viel zu entdecken und viel aufzuarbeiten, hier finden sich auch bemerkenswerte Methodenbündel, die weit über die sonst vielfach geübte Textphänomenologie hinausgehen. Sowohl bei Niklas Luhmann wie bei Foucault wie bei den institutionenökonomischen Ansätzen zeigt sich: die Zukunft liegt nicht so sehr in der geduldigen Nacherzählung und Nachzeichnung der Gedankenentwicklung einzelner Autoren oder von Autorengruppen, sondern vielmehr in methodisch innovativen Verknüpfungen von Ideengeschichte und Realgeschichte.

Doch selbst in der Zwischenwelt von Ökonomie und politischer Ideengeschichte ist es immer noch möglich, auch mit traditionellen Themen und Methoden einige bemerkenswerte Teilerfolge zu erzielen. Das sei zum Trost derjenigen hinzugefügt, die eine radikale Umstellung der politischen Ideengeschichte und eine Kehrtwende zur institutionenökonomischen Analytik nun doch nicht mitvollziehen wollen. Dazu zwei Beispiele. Erstens nenne ich die Deutungen zur politischen Ideengeschichte, wie sie von Albert Hirschman vorgelegt worden. In seiner *Rhetorik der Reaktion* (Hirschman 1995) entwickelt er eine Topik reaktionären Denkens. Dieses Denken kritisiert jede Fortschrittsargumentation mit drei typischen Argumenten, nämlich der Sinnverkehrungsthese, der Vergeblichkeitsthese und der Gefährdungsthese. Die Behauptung der Sinnverkehrung, dass nämlich in der französischen wie in der russischen Revolution der Emanzipationsanspruch ins Gegenteil umgeschlagen sei, ist sicherlich das stärkste Argument, weil hier der Gegner mit seinen eigenen Mitteln neutralisiert wird. Bemerkenswert an Hirschmans Vorgehensweise ist, dass eine explizite Gegenargumentation aus seiner Sicht fehlt: allein schon die Aufdeckung und Vorführung der typischen Mechanismen reaktionären Denkens aus den Quellen genügt ihm, um es bloßzustellen.

Das zweite Beispiel: Die Topik und damit die Rückbesinnung auf klassische Methoden der Ideengeschichte ist ebenfalls das zentrale Motiv in dem interdisziplinären Projekt „Kluges Entscheiden“ der Erfurter Staatswissenschaften (Scherzberg 2006). Derartige Entscheidungen in Situationen der Ungewissheit benötigen Orientierungsparadigmen, die auf einer Kombination von Erfahrung und Urteilskraft beruhen. Voraussicht und Fehlurteil liegen in diesem Feld eng beieinander, lassen sich aber in der rückblickenden Interpretation meist überzeugend auseinanderlegen. In diesen Bereich gehört die immer noch nicht überzeugend aufgearbeitete Diskussion um die Voraussagen zum Untergang des Kommunismus und die Torheit der Regierenden, die sich z. B. aufgrund einer verfestigten Realitätswahrnehmung in den Vietnamkrieg hineinziehen ließen, ohne dafür die öffentliche Unterstützung weder in Vietnam selbst noch in den USA hinreichend mobilisieren zu können. Die politische Ideengeschichte hat hier die Gelegenheit zu wichtigen vergleichenden Fallstudien (vgl. Reese-Schäfer 2006).

Hier liegt eine wichtige Zukunftschance der politischen Ideengeschichtsschreibung, denn im Unterschied zur Zeitdiagnostik, die parallel zu den Ereignissen läuft und mit der Ungewissheit des Ausgangs leben muss, hat sie die Möglichkeit, nach